

Literaturbericht.

GUSTAV SPILLER. The Mind of Man. A Text-Book of Psychology. London, Sonnenschein & Co ; New York, Macmillan; 1902. XIV u. 552 S.

Nicht ein Lehrbuch dessen, was andere gefunden haben, will der Verf. bieten, vielmehr ist er überzeugt, daß es eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Psychologie vor ihm noch gar nicht gegeben hat, daß er sie erst erzeugen muß. Dabei betrachtet er die Psychologie als Grundlage der gesamten Philosophie, sein Standpunkt ist also psychologischer; ferner ist er entschiedener Empirist und Positivist und will — nach der Vorrede — jede Spekulation und Hypothese aus der Psychologie ausschließen (cf. auch S. 10—14). Alle bisher verwendeten Grundbegriffe der Psychologie sind unwissenschaftlich d. h. nicht durch systematische unvoreingenommene Erfahrung gewonnen (S. 3—10). Die Selbstbeobachtung („introspection“) ist das Hauptforschungsmittel der Psychologie (S. 14/15). Der geübte Psychologe vermag selbst in leidenschaftlichen Zuständen exakte Selbstbeobachtung zu üben (S. 20—23). Diese Selbstbeobachtung soll systematisch betrieben werden, so daß wir die zu beobachtenden Zustände experimentell herbeiführen (34 ff.). Was man dagegen meist als experimentelle Psychologie bezeichnet, verachtet der Verf. als „quantitative Psychologie“ (31 ff.).

Nach diesem Programm liest man das Buch mit einer Mischung von Spannung und Furcht. Man erwartet, entweder geniale Enthüllungen oder unerhörten Unsinn darin zu finden. Tatsächlich ist weder das eine noch das andere der Fall. Vielmehr überschätzt der Verf. ganz augenscheinlich die Originalität seines Buches. Methodisch und in den Grundfragen erinnert er überall an die sensualistisch-positivistischen Lehren MACHS, den er auch wiederholt zitiert. Nur fehlt der kritische Zug, der MACH auszeichnet. Sachlich ist SPILLERS Psychologie biologisch orientiert. Dies ergibt sich schon aus der Definition der Psychologie S. 38: „Psychologie handelt von der Natur und Befriedigung der besonderen (distinctive) Bedürfnisse, welche mit dem Zentralnervensystem verbunden sind und zwar handelt sie davon in systematischer Verbindung mit den Systemen von Gesichtseindrücken, Tönen, Gerüchen etc., die sich zusammen mit ihnen entwickeln, d. h. Psychologie handelt von den Bedürfnissen, welche aus den Beziehungen der verschiedenen Systeme im Organismus und aus der Beziehung des Organismus zu seiner Umgebung entspringen.“ Der eigene Körper ebenso wie die Körper der Umgebung sind ja für den extremen Sensualismus nur Systeme von Empfindungen. Da danach alles Physische so gut wie alles Psychische aus Empfindungen besteht, so ist diese Ein-

teilung hinfällig und es entsteht ein völliger Monismus (cf. bes. § 200, S. 370). Dieser Monismus vollendet sich dadurch, daß nach SPILLER alle Empfindungen bei geeigneter Abschwächung in dieselbe Art unbestimmter Empfindungen, die er „Gefühle“ („feelings“) nennt, übergehen. Er sucht das durch geeignete Erfahrungen zu beweisen: Man senke die Augenlider, bis sie fast geschlossen sind, und sehe so auf ein umgekehrt gehaltenes Bild. Infolge des Verschwindens aller Einzelheiten ist dann die Tiefendimension verschwunden und die Dinge werden nirgend oder im Auge lokalisiert. Der Fleck („blur“), welcher weder Farbe noch Form oder räumliche Beziehung hat, erscheint eher als etwas Gefühltes denn als etwas Gesehenes (S. 53.) Wenn man diesen Versuch nachmacht, wird man leicht bemerken, daß infolge der gezwungenen Stellung des Augenlids sich krampfartige Zuckungen in diesen einstellen, die das „Gefühlsartige“ an dem Eindruck sind.

Man erkennt schon hier, daß SPILLER das Wort „Gefühl“ („feeling“) nicht in dem seit TERTENS und KANT eingebürgerten Sinne gebraucht, der auch in England und Frankreich heute als üblich gelten kann. Natürlich wird es ihm dann leicht zu beweisen, daß Lust und Unlust keine Gefühle sind. Die Originalität liegt hier also in einer Verwirrung einer der wenigen wohl eingeführten Terminologien, die die Psychologie aufweisen kann. Übrigens sucht er die Bedeutung von Lust und Unlust herabzudrücken — sie seien nur nervöse Störungen und keineswegs allgemein vorkommende Bestandteile des psychischen Geschehens (Kap. VI). Das psychische Geschehen ist vielmehr wesentlich Bedürfnisbefriedigung. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch das Denken analysiert. Diese Analyse (Kap. IV) ist trotz einer gewissen Einseitigkeit wohl der wertvollste Teil des Buches und entschieden sehr beachtenswert. Insbesondere wird der Einfluß des herrschenden Bedürfnisses auf den Gedankenverlauf im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Assoziationismus betont. Recht gut wird der Anteil der fortlaufenden Assoziationen und des herrschenden Zweckes in dem Satze formuliert (S. 146): „Was im Denken folgen soll, muß an irgend einem Punkte mit einigen Teilen dessen, was ihm vorangeht, zusammenhängen, während doch die Tatsache seines Folgens nur das Resultat der Existenz eines Bedürfnisses ist, das nach Befriedigung verlangt.“

Allerdings, auch diese ganze biologisch-teleologische Auffassung ist keineswegs neu — aber es bleibt nützlich, sie durchzuführen. Nur wird dabei sogleich auffallen, wie viel Theorie sich in die „Erfahrung“ mischt. Mit der „Erfahrung“ nimmt es Sp. überhaupt nicht so genau, wie man es nach seinen Ankündigungen glauben möchte. Oder wie ist etwa der Satz, den er S. 60 als Überschrift des § 22 aufstellt: „Aufmerksamkeit ist im normalen Wachzustand bei allen Menschen zu allen Zeiten quantitativ gleich“ durch Erfahrung beweisbar? Sp. führt nur die bekannten Tatsachen an, daß Verstärkung der Aufmerksamkeit mit Verengung ihres Umfanges verbunden ist. Aber damit ist doch nicht gesagt, daß ich nicht in frischem Zustand mehr und energischer aufmerksam sein kann als in ermüdetem oder daß gar bei verschiedenen Personen diese Fähigkeit gleich entwickelt ist. Wer durch die wirkliche experimentelle Psychologie geschult ist, wird überhaupt einen derartigen Satz nicht einmal hypothetisch

aussprechen, wenn er nicht vorher bestimmt hat, was unter „Quantum“ von Aufmerksamkeit zu verstehen ist. Ähnliche unbewiesene und in ihrer vagen Unbestimmtheit unbeweisbare Allgemeinheiten begegnen überall, z. B. S. 71 der Satz, daß das Gehirn weniger variiert als die Muskeln. Im 9. Kap. soll bewiesen werden, daß das Genie sich vom Durchschnittsmenschen wenig unterscheidet. Der Beweis wird so geführt, daß SHAKESPEARES Sonette mit denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen verglichen werden, wobei sich zeigt, daß SHAKESPEARE als Sonettendichter nicht sehr originell ist. Ich überlasse speziellen Kennern jener Sonettenliteratur das Urteil über das Spezialresultat. Hier will ich nur darauf hinweisen, daß Herr SP., der laute Verkünder der reinen Empirie, einen höchst unbestimmt gefassten allgemeinen Satz durch ein einziges Beispiel bewiesen zu haben glaubt.

Es ist bedauerlich, daß die hier und da verstreuten besseren Gedanken infolge der eigensinnigen Voreingenommenheit des Verf. nicht zu guter Durchführung kommen. Diese theoretische Verherrlichung einer angeblich reinen Erfahrung ist mit so viel ungeprüfter, d. h. unwissenschaftlicher Theorie belastet, daß man von ihr sagen muß „spottet ihrer selbst und weiß nicht wie“. Auch die große Gelehrsamkeit des Verf. bleibt infolge seiner Einseitigkeit steril. Fast die ganze psychologische Literatur ist dem Titel nach angeführt, aus einer großen Reihe von Schriftstellern sind Sätze polemisch zitiert — eine wirkliche Benutzung, Durchdenkung, Weiterführung fremder Resultate findet sich fast nirgends.

J. COHN (Freiburg i. B.).

JOSEPH PETZOLD. Die Notwendigkeit und Allgemeinheit des psychophysischen Parallelismus. *Archiv für systemat. Philosophie* 8 (3), 281—337. 1902.

Vorliegende Arbeit ist eine ausführliche Behandlung von bereits an anderen Orten niedergelegten Gedanken, mit gleichzeitiger Polemik gegen Angriffe, die die Ansichten des Verf. im Laufe der Zeit erfahren haben.

Verf. steht auf dem Boden des Empiriokritizismus, wie er von AVENARIUS geschaffen worden ist. Die Grundgedanken seines Parallelismus sind folgende:

Der psychophysische Parallelismus ist vor allem nicht metaphysisch zu fassen, etwa in dem Sinne, daß Leib und Seele als Akzidentien einer Substanz gefasst werden, sondern baut sich allein auf Tatsachen auf. Er besagt, daß das psychische Leben, in allen seinen Phasen eindeutig Vorgängen des Zentralnervensystems zugeordnet werden muß, wenn es überhaupt begriffen werden will. In diesem Sinne und nur in diesem ist das Prinzip des Parallelismus allgemeingültig, nicht auch umgekehrt, daß auch jedem physischen Vorgange ein psychischer entspreche, was das Gebiet der Erfahrung verlassen und zum metaphysischen Parallelismus übergehen hiesse.

Eine solche eindeutige Zuordnung aller psychischen Vorgänge an physische ist nun aber auch notwendig, will man das Leben der Seele überhaupt verstehen. Die Naturwissenschaft läuft schließlich darauf hinaus, alle physischen Vorgänge in einen kausalen Zusammenhang zu bringen. Unter Ablehnung des üblichen Ursachbegriffes, daß die Ursache der